



BRIGITTE RIEBE

**Die schöne
Philippine Welserin**

Historischer Kriminalroman

Original

GMEINER



BRIGITTE RIEBE

Die schöne
Philippine Welserin

Historischer Roman

Original

GMEINER



Für Brigitte

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2013 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75/20 95-0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2013

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchart
Herstellung: Julia Franze
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
Bildquelle: © Kunsthistorisches Museum, Wien
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-1351-3

**KAPITEL VI
FRAUENMANTEL**

Alchemilla vulgaris
auch genannt Marienkraut, Röckli, Frauenhilf, Hasenmänteli, Taukraut



POSITIVE WIRKUNG: Als Tee blutreinigend, das gequetschte Blatt hemmt Entzündungen und fördert die Wundheilung.

NEGATIVE WIRKUNG: Keine.

Schloss Bresnitz, Oktober 1556

JEDES BUCH BESASS einen eigenen Geruch, ein Geheimnis. Eine Seele.

Schon im Haus ihrer Eltern und erst recht später im Peutingherhaus konnte Philippine nicht genug davon bekommen. Sie liebte es, mit den Fingern über die alten Einbände aus Holz oder Leder zu streichen, die immer öfter verwendet wurden, und zuerst in die bedruckten Seiten hinein zu schnuppern, bevor sie mit dem Lesen begann.

Hier jedoch war die Ausbeute schier unerschöpflich.

In massiven Holzkisten sicher verwahrt, fand sie alles, was das Herz begehrte: Bibeldrucke und religiöse Traktate ebenso wie Liebesgeschichten, Ritterromane oder Anleitungen zu Imkerei und Gartenbau. Besonders angetan hatten es ihr die Kräuterbücher, und unter diesen wiederum vor allem ›De historia stirpium‹, ein Werk von Leonhard Fuchs, auch wenn es ihr halb vergessenes Latein auf eine harte Probe stellte.

Tag für Tag ging sie inzwischen hinüber zum Rohbau, der einmal die Bibliothek werden sollte. Der unerwartete Tod des Schlossherrn hatte auch dieses ehrgeizige Projekt zum Erliegen gebracht. Doch seitdem die Nichte auf Bresnitz weilte, hatte Katharina es mit frischer Kraft erneut angekurbelt, und Philippine machte es Spaß, die sichtbaren Fortschritte zu bewundern.

Eine Schar von Arbeitern war emsig am Werk, die meisten von ihnen Männer aus der nahegelegenen Ortschaft. Doch sogar einige Handwerker aus Prag hatten sich so weit nach Süden verirrt. Bis zum Wintereinbruch sollten

die Wände hochgezogen, die Decken mit Holz verkleidet und die Böden im Innenbereich fertig verlegt sein. Mit dem Ausmalen der Wände wartete man besser auf das Einsetzen des Frühlings, um die empfindlichen Farben, die dafür verwendet wurden, nicht durch Kälte und Nässe unnötig zu strapazieren.

Wie schön würde es sein, umgeben von lauter Büchern zu lesen!

Bis dahin trug Philippine das schwere Werk am liebsten in den kleinen Speisesaal, um sich dort am länglichen Tisch ungestört in die Welt der einheimischen und exotischen Pflanzenwelt zu vertiefen. Neben ihr standen Feder und Tinte, und manchmal notierte sie sich ein paar Zeilen, die sie besonders interessierten, oder sie machte eine kleine Skizze, um sich etwas besser einzuprägen.

Sie war so vertieft in ihre Studien, dass sie Dusana zunächst gar nicht bemerkte.

»Die Herrin schickt Euch eine kleine Stärkung.« Sie stellte einen Teller mit krossen Teigtaschen vor sie, die mit Zimt bestreut und mit heißer Butter übergossen waren. »Wünsche guten Appetit!«

»Lieb von ihr, aber ich bin eigentlich gar nicht hun...«

Philippine brach ab. Der Duft war so überwältigend, dass ihr das Wasser im Mund zusammenlief. Im Nu war der Teller leer. Am liebsten hätte sie ihn noch abgeschleckt, so gut hatte es ihr gemundet.

»Mir scheint, da habe ich mitten ins Schwarze getroffen«, sagte Katharina, als sie wenig später nach ihr sah. In ihrer Rechten hielt sie etwas, das wie ein Bündel Briefe aussah.

»Aber wer auf Gottes schöner Erde könnte schon Wenzels Pflaumenmustaschen widerstehen?« Sie griff nach dem Buch, in dem die Nichte gelesen hatte, blätterte eine Seite weiter, dann nickte sie anerkennend. »Wusste ja gar nicht, dass du so gut Latein kannst!«

»Kann ich auch nicht«, gestand Philippine. »Ich muss mich durch jede Seite regelrecht quälen. Und hätte ich nicht diese dicke Grammatik in der einen und jenes halb zerfledderte Wörterbuch in einer anderen Kiste entdeckt, ich hätte sicherlich längst schon aufgeben müssen!«

Katharina begann zu schmunzeln.

»Dabei könntest du es wesentlich einfacher haben«, sagte sie. »Aber meine Lieblingsnichte mag es offenbar besonders kompliziert.«

Worauf genau spielte sie an?

In ihren braunen Augen funkelte der Schalk, aber da war noch etwas anderes, das Philippine nicht zu deuten wusste.

Fragend sah sie sie an.

»Das heißt, dass wir davon auch eine deutsche Übersetzung im Haus haben! ›Das neue Kräuterbuch‹, so lautet der eingängige Titel. Georg hat es in Prag erstanden, zusammen mit einem besonders schönen Bibeldruck. Das Wort Gottes, niedergeschrieben in der Landessprache und damit allen Frommen zugänglich – du weißt ja, dass wir darauf stets großen Wert gelegt haben. Und so will ich es auch nach seinem Tod weiter halten.«

Nicht die erste unverblümete Anspielung auf den Protestantismus, dem sowohl Georg von Loxan als auch seine Frau zugeneigt waren, doch Philippine ging auch dieses Mal nicht

weiter darauf ein. Es erschien ihr nicht richtig, sich mit der Tante in religiöse Streitgespräche zu verwickeln.

Nicht für die kurze Zeit, die sie hier zu Gast war.

»Mit einigem Glück kann ich dir sogar auf Anhieb die richtige Kiste zeigen, in der du es findest«, fuhr Katharina fort. Sie lehnte sich zurück, musterte die Nichte. »Dann trittst du also doch ganz in die Fußstapfen deiner Mutter!«

»Scheint so«, sagte Philippine. »Früher haben mir Pflanzen und Kräuter nicht sonderlich viel bedeutet. Oftmals fand ich es sogar lästig, wenn die Mutter mich zum Sammeln schickte oder mir später zeigen wollte, wie man sie bestimmt und wozu man sie einsetzen kann. Inzwischen aber weiß ich, wie viel Gutes man damit tun kann, wenn man diese Kunst beherrscht. Das hat meine Haltung grundlegend verändert.«

»Wie recht du hast – ich wünschte, meine liebe Schwester wäre an meiner Seite gewesen, als Georg so krank wurde! Dann würde er vielleicht noch leben.« Katharinas sonst so beherrschtes Gesicht war plötzlich offen wie eine Wunde. »Der ortsansässige Medicus hat nichts anderes im Repertoire gehabt als Aderlass und Purgieren, was den Kranken immer nur noch schwächer gemacht hat. Eine Lungenentzündung heilt man damit jedenfalls nicht!«

Sie strich sich über das Kleid, als wolle sie etwas wegwischen.

»Der Tod ist stets bei uns, das sollten wir nie vergessen. Im letzten Winter musste ich um meine Kleine bangen, Kathi, die als Hofdame der Prinzessin Barbara in Wien lebt. Mit einem Schnupfen fing es an, dann kam Fieber dazu, schließlich die

Halsbräune. Nach Hause holen konnte ich sie nicht, dazu war ihr Zustand zu bedenklich. Was blieb mir anderes übrig, als mich in Schnee und Eis aufzumachen und vor Ort selbst nach dem Rechten zu sehen? Ich kann dir sagen, es gibt kaum einen düsteren und kälteren Ort als diese Wiener Hofburg, wenn die Januarwinde um die Mauern heulen!«

»Inzwischen geht es ihr wieder gut?«

Katharina nickte.

»Sie ist kerngesund und hat sich sogar verlobt, das sehe ich als glückliches Zeichen. Mit Ladislaus von Sternberg, dem Hofkämmerer des Erzherzogs. Ich denke, die Zeiten ihres Wiener Exils sind bald vorbei.« Ein Räuspern. »Du wirst ihn übrigens kennenlernen. Sehr bald sogar.«

»Er kommt uns besuchen?«

»Ich erwarte ihn morgen. Und er kommt nicht allein.«

»Bringt er Kathi mit?«

»Nein, ganz so weit sind die beiden noch nicht«, sagte sie lachend. »Er reitet an der Seite seines Dienstherrn.«

Katharinas Worte hingen eine ganze Weile in der Luft wie überreife Früchte, bis sie sie verstand. Erst als sie schließlich zu Boden fielen und zerplatzten, fand Philippine wieder zurück zur ihrer Sprache.

»Ferdinand kommt – hierher?«

Katharina verzog keine Miene. »So jedenfalls steht es in diesem Schreiben.«

»Aber das ist ja nur noch ein einziger Tag!«, flüsterte Philippine.

»Hast du dir das nicht von ganzem Herzen gewünscht?«, sagte Katharina. »Und mein blühender Rosmarin, über den

du erst noch spotten wolltest, hat womöglich auch seinen Teil dazu beigetragen.« Als Philippine etwas darauf erwidern wollte, brachte sie sie mit einer Geste zum Schweigen. »Zur Ablenkung habe ich hier drei Briefe aus der Heimat für dich, Pippa. Scheint, als würden dich alle gründlich vermissen.«

Der erste kam von Onkel Bartholomé.

Krank sei er gewesen, las sie zu ihrer Bestürzung, niedergestreckt von einem bösen Fieber, das ihn matt und schwach gemacht habe. Doch nun sei er wieder auf dem Weg der Besserung, gedenke ihrer und wünsche ihr eine schöne Zeit auf dem Schloss. Der letzte Satz machte sie nachdenklich: »Ich weiß, du wirst das Richtige tun, Pippa.«

Den zweiten hatte Anna Welser geschrieben.

Wie immer eher spröde, wenn es ums Schriftliche ging, erkundigte sie sich nach Philipppines Befinden, um dann einen knappen Überblick über die wichtigsten Ereignisse in Augsburg zu geben. Sie vergaß nicht zu erwähnen, wie gut sich der jüngste Bruder Georg im Gewürzhandel mit Italien mache, wo man ihm immer größere Aufgabenbereiche anvertraue, so zufrieden sei man mit seiner Arbeit. »Sei klug und vorsichtig, mein Kind«, so lautete eine Passage. »Gott schütze dich!«

Philippine legte den Brief beiseite.

Konnte die Mutter direkt in ihren Kopf schauen? Oder hatten die Wände hier Ohren, die Türen Augen? Und die Tante sandte Botschaften nach Augsburg, die sie ihr gegenüber lieber für sich behielt?

Karls Brief, den sie als Nächstes las, machte sie erst ungehalten, dann zwang er ihr ein Lächeln ab.

Kein Vergleich mit dem genügsamen, strebsamen Georg, der sich bemühte, stets das gut zu tun, was man ihm aufgetragen hatte! Dieses Schreiben strotzte vor Unzufriedenheit, Ansprüchen und wilden Plänen. »Kannst du Tante Kat nicht fragen, ob sie Kapital für mich übrig hat?«, stand da in einer Schrift, so anmaßend und krakelig, dass sie für wenige Zeilen ein ganzes Blatt Papier beanspruchte. »Sollte das nicht der Fall sein, so hör dich wenigstens am Prager Hof für mich um, das ist die Schwesterliebe, die ich mir vorstelle ...«

Jetzt lachte sie schallend.

»Ich freue mich, Euch in so ausgezeichnete Laune vorzufinden«, sagte eine tiefe Männerstimme. »Nichts anderes habe ich mir gewünscht!«

Sie fuhr auf, schaute in leuchtende Augen von der Farbe alten Goldes.

»Euer Gnaden«, murmelte sie und wollte sich erheben, doch ihre Knie waren auf einmal merkwürdig kraftlos.

»Da waren wir doch schon viel weiter.« Er klang vernünftig. »Ferdinand und Philippine – erinnert Ihr Euch denn nicht?«

»Ich erinnere mich an alles«, hörte sie sich zu ihrer eigenen Überraschung antworten. »Leider!«

»Leider?«, wiederholte er. »Wie darf ich das verstehen?«

Heilige Gottesmutter – auf welch brüchiges Eis hatte sie sich da begeben! Aber jetzt gab es kein Zurück mehr.

»Ich erinnere mich an alles, was uns beide betrifft, sonst wäre es ja nicht so schwer für mich«, sagte Philippine, ohne zu atmen.

Er begann zu lächeln, als gefiele ihm, was er zu hören bekam.

»Ich habe Euch bei der Lektüre gestört«, sagte er. »Verzeiht! Ich weiß, wir waren erst für morgen angekündigt, aber etwas in mir wollte und konnte nicht länger warten.«

Hatte sie ihn richtig verstanden?

In ihrem Kopf begann sich alles zu drehen wie ein bunter Kreisel.

»Ihr stört ganz und gar nicht, Ferdinand«, sagte sie und genoss es, die Buchstaben seines Namens wie Perlen von der Zunge rollen zu lassen. »Was ich lese, ist Post aus der Heimat, Briefe von meinem Onkel, meiner Mutter und meinem Bruder Karl. Ich bin so froh, dass sie alle gesund und wohl auf sind ...«

Sie hielt inne.

Was für einen Unsinn plapperte sie!

Die Befindlichkeiten der gesammelten Familie Welser interessierte ihn gewiss weniger als ein Jaulen seines Jagdhunds.

»Niemand als ich könnte Euch besser verstehen«, erwiderte er zu ihrer Verblüffung. »Meine Familie ist riesengroß – und manchmal alles andere als einfach. Ständig gibt es da neue Aufregungen und Schicksalsschläge. Auch ich habe einen Bruder namens Karl, wenngleich mir die älteren Schwestern stets näher waren, gleich fünf an der Zahl und jede mit einer anderen Meinung, womit man auch erst einmal zurechtkommen muss.«

Jetzt schwiegen sie.

Seine Haut war glatt und leicht gebräunt. Ein rötlicher,

akkurat gestutzter Bart auf Wangen und Kinn gab ihm etwas Keckes, das ihr gefiel. Die Augen, das war ihr damals schon aufgefallen, konnten ihre Farbe von einem Moment zum anderen wechseln, waren manchmal durchsichtig wie heller Bernstein, dann wieder tiefgolden, um schließlich grünlich aufzublitzen. Er war nicht viel größer als sie, aber seine Schultern waren breit, die Taille schmal, und der Brustkorb leicht gewölbt. Die Statur eines Athleten, aber eines Athleten, der den Genüssen des Lebens von ganzem Herzen zugetan war.

Wenn er nicht aufpasst, wird er bald ein stattliches Bäuchlein bekommen, dachte Philippine und hatte Mühe, ein nervöses Kichern zu unterdrücken. Doch selbst dann gäbe es keinen Mann, der mir besser gefallen könnte.

»Ich will Euch nicht länger beim Lesen stören«, sagte Ferdinand. »Und lieber die Dinge mit der Hausherrin besprechen gehen, die es zu besprechen gibt. Ich denke, wir sehen uns später.«

Sein Blick wärmte ihre Haut, als würde er sie wirklich berühren.

Damit ließ er sie allein.



Schloss Bresnitz, 7. Oktober 1556

MEIN GEMACH IST ein einziges Durcheinander von Stoffen und Röcken und Miedern – so oft hab ich mich vor dem Essen umgezogen, um endlich doch erhitzt in die tauben-

blaue Seide zu schlüpfen, die Tante Kat mir von Anfang an empfohlen hatte.

Ich sehe den Unwillen in Dusanas Augen, die nur daran denkt, dass sie das ganze Durcheinander wieder in Ordnung bringen muss, während sie fast schon verbissen Haken um Haken öffnet und wieder schließt, Bänder zuzieht und wieder löst und mir schließlich empfiehlt, die Haare offen zu tragen, während ich darauf bestehe, dass sie aufgesteckt und mit der Aquamarinnadel geschmückt werden, die Tante Kat mir vorhin noch schnell in die Hand gedrückt hat.

Ich schäme mich, aber nur ganz kurz. Aus schlechtem Gewissen, das rasch verfliegen ist, schenke ich ihr ein Mieder aus hellem Barchent, das sie mir förmlich aus der Hand reißt.

Ist heute nicht der Abend der Abende?

Ferdinand ist nach Schloss Bresnitz gekommen, um mich wiederzusehen, daran gibt es für mich keinen Zweifel mehr!

Aber werde ich vor seinen Augen auch bestehen können?

Meine Kehle ist wie zugeschnürt, die Hände sind so kalt, als hätte ich sie in eine Schale mit Eiswasser getaucht.

Als ich den Speisesaal betrete, bin ich zunächst vor Aufregung wie geblendet, doch wir sind nicht zu viert, wie angekündigt, sondern zu fünft. Ladislaus von Sternberg, schmal und blond, springt auf und begrüßt mich überschwänglich. Ich mag ihn auf Anhieb und kann meine Base Katharina zu ihrer Wahl nur beglückwünschen. Der fünfte Gast am Tisch jedoch, Jaroslav von Pernstein, begrüßt mich zurückhaltend, ja, reserviert.

Daran wird sich den ganzen Abend nichts ändern, und

obwohl es mir doch gleichgültig sein sollte, was der Oberstallmeister Ferdinands von mir denkt, stört mich seine kaum verhohlene Missachtung dennoch. Er ist ein Berg von einem Mann, mit wildem schwarzem Bart, der sein halbes Gesicht bedeckt, und Händen groß wie Schaufeln.

Schwer vorstellbar, dass diese Pranken Rösser lenken und führen können, doch genau das scheint der Fall zu sein, denn Ferdinand lobt Pernsteins Geschick im Umgang mit diesen Tieren mehrere Male. Überhaupt dreht sich das ganze Gespräch hauptsächlich um Pferde, was mich ärgert, weil ich dazu kaum etwas beitragen kann.

Ab und zu spüre ich Ferdinands Blick auf meinem Gesicht, ruhig, als wolle er meine Züge tief in sich aufnehmen.

Ich bin zerstreut und gebe seltsame Antworten, wenn ich überhaupt den Mund aufbekomme, schmecke keinen Unterschied zwischen Taube und Fasan, gieße mir um ein Haar Rotwein über mein sündteures Kleid und habe nicht einmal Lust, am süßen Mandelgebäck zu naschen, für das ich sonst jederzeit mitten in der Nacht aufstehen könnte.

Tante Kat beobachtet das Geschehen, das spüre ich genau, obwohl sie wie sonst lacht, parliert und scherzt, so klug und gewandt, wie ich es mein ganzes Leben niemals sein werde. Dumm und hölzern komme ich mir vor, ein Bürgermädchen mit großen Ambitionen, das gerade auf bittere Weise zu spüren bekommt, dass nichts so viele Sehnsüchte weckt wie das Unerreichbare.

Nach dem Essen schlägt Tante Kat den Herren Sternberg und Pernstein eine Besichtigung der fortschreitenden Bauarbeiten vor – und wir sind plötzlich allein.

Jetzt wird das Schweigen plötzlich lastend, bis er nach meiner Hand greift und mich hinaus in den Schlosshof führt. Die Nacht ist klar und kühl, der Sternenhimmel über uns unendlich weit.

Als er mich anlächelt, bin ich verloren.

Ich spüre einen Druck in meiner Brust, als wolle sie mir im nächsten Moment zerspringen.

Dann küsst er mich, erst zart, dann entschlossen. Seine vollen Lippen auf meinem Mund, seine freche Zunge, die mich erkundet, als würde ich ihm schon gehören. Ein Geschmack nach Wein, die wohlige Nähe seines Atems, seine warme Hand in meinem Nacken.

Ich rühre mich nicht, aus Angst, dieser wunderschöne Traum könnte ausgeträumt sein, bevor ich mich versee.

»Ich will bei dir sein«, höre ich ihn sagen und kann es doch kaum glauben. »Immer.«

Ich fliehe, als ich die Schritte der drei anderen zurückkommen höre, und ärgere mich über mich selbst, kaum habe ich mein Gemach erreicht, denn nun kann ich ohne große Erklärungen nicht mehr zurück. Ans Fenster gepresst, versuche ich noch einen Blick von Ferdinand zu erhaschen, doch alles, was ich sehe, ist ein großer Mann, der auf eine Frau einredet.

Pernstein?

Etwas Helles blitzt auf, als sie sich bewegt.

Dusana?

Was zum Himmel haben der Hofstallmeister und meine Zofe im Dunkeln miteinander zu besprechen?

Ich frage sie später danach, als sie mir einen dampfen-

den Tee bringt, ein nächtlicher Gruß von Tante Kat, wie sie sagt.

Sie hat mit niemandem geredet, sagte sie aufmüpfig. Lediglich dem Stallmeister gezeigt, wo auf Schloss Bresnitz die Pferde stehen. Muss sie nicht zu allen Gästen höflich sein?

Ich zögere, den Tee anzurühren, will nur noch, dass sie mich allein lässt.

Sie steht neben mir, beobachtet mich.

Frauentrost, sagt sie dann, als ob ich es selbst nicht wüsste. Beruhigt das Gemüt, wenn das Herz in arge Wallung gerät. Sie kichert. Manche nutzen das Kraut allerdings auch anders. Waschungen damit am geheimen Ort sollen die Jungfernschaft wiederherstellen.

Aber wer glaubt heute noch an solche Wunder?

Ich trinke den Tee, als sie endlich weg ist, widerwillig, weil er bitter und seltsam abgestanden geschmeckt. Danach kann ich nicht schlafen, liege wach mit brennenden Augen.

Die Welserin und der Habsburger, das kann, das darf nicht sein!

Und doch gibt es da etwas zwischen ihm und mir, das uns unaufhaltsam zueinander zieht.

Ich stehe wieder auf, wickle ein warmes Tuch um mein Nachtgewand, verlasse mein Gemach, das Schloss. Scheinbar blindlings finde ich ihn im Hof, als habe er bereits auf mich gewartet.

Schweigend sehe ich ihn an.

Dann kniet er sich nieder auf den Kies, das Haupt an meinem Herzen.

Ich schaue auf seinen Kopf, die störrischen braunroten

Haare, die einen Wirbel bilden, von dem aus sie in alle Richtungen wachsen. Er ist ein Fürstensohn mit einem eigenen Willen, denke ich.

Vielleicht wird doch noch alles gut.

Die erste Welle von Übelkeit überkommt mich ohne Vorwarnung. Ich schaffe es gerade noch, mich von Ferdinand zu lösen, dann erbreche ich das gesamte Abendessen in einem Blumenbeet.

Nie im Leben habe ich mich mehr geschämt, will nur noch weg, aber eine eisige Kälte sitzt in meinen Gliedern, und ich vermag mich kaum zu bewegen.

Er kümmert sich nicht um mein Gebrabbel, hebt mich hoch, trägt mich auf seinen Armen zurück nach drinnen.

Türen öffnen sich, Kerzen werden entzündet, nach Kurzem ist das halbe Schloss wieder auf den Beinen, allen voran Tante Kat, die mich ins Bett verfrachtet, meine Zunge begutachtet, mir den Puls fühlt, mich streichelt wie ein Kätzchen.

Ich bin zu müde, um zu reden, doch sie zwingt mich dazu.

Als ich ihr von dem Tee erzähle, verlangt sie, den Becher zu sehen, doch der ist spurlos verschwunden.

Dusana, ebenfalls von ihrem Lager im Dienstbotentrakt hochgezerrt, zuckt die Achseln. Sie hat die Befehle der Herrin befolgt, nichts weiter. Wohin der Becher verschwunden sein mag, weiß sie nicht.

Sie wird zurück ins Bett geschickt mit der Aussicht auf weitere Befragungen.

Mir fallen vor Erschöpfung die Augen zu. Ich schlafe bis weit in den nächsten Tag hinein.

Als ich aufwache, sitzt Ferdinand an meinem Bett.

Er stützt mich, damit ich einfacher nach oben komme, bis ich mich in seinem Arm halb aufgerichtet habe. Dann flößt er mir schluckweise warmen Kamillentee ein.

Es wird nicht leichter werden. Ganz im Gegenteil.

Sein Gesicht ist ernst, als er das sagt.

Ich lächle, denke nicht an meine geschwollenen Augen, nicht an das zerzauste Haar, nicht daran, dass ich keine Veilchenpastillen zur Hand habe und aus dem Mund rieche.

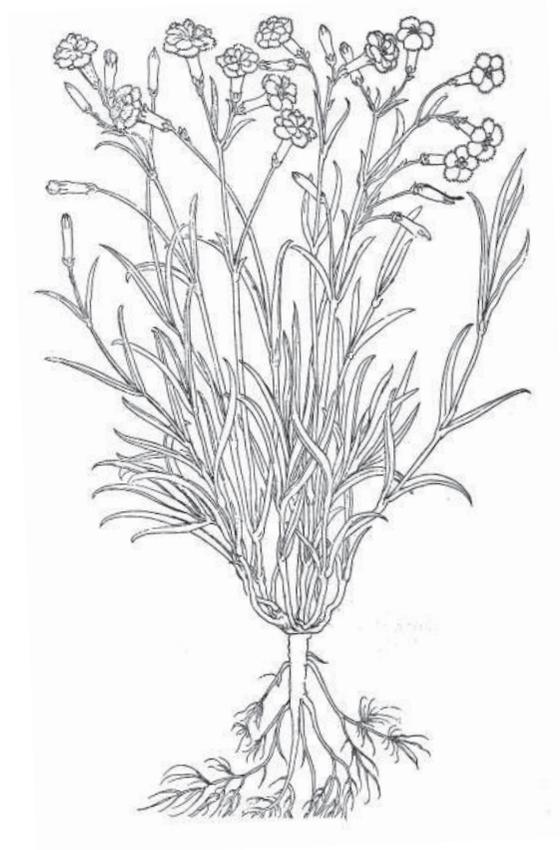
Er ist mein Ritter, mein strahlender Held.

Unverwundbar fühle ich mich nach dieser Nacht, nahezu unsterblich.

Ich halte sein Herz in der Hand.

KAPITEL VII NELKE

Dianthus caryophyllus
auch genannt Nägelein, Grasblume,
Landnelke, Donner-Nägelein



POSITIVE WIRKUNG: Hilft bei Magenverstimmung und Fieber; als Öl zieht es den Schmerz aus den Wunden, auf den Kopf gelegt heilt es Kopfweg.
Verlobungs- und Hochzeitsblume in Mittelalter und Renaissance.
NEGATIVE WIRKUNG: Keine.

Schloss Bresnitz, Dezember 1556

INZWISCHEN REDETE NIEMAND offen mehr davon, dass und wie Dusana verschwunden war, doch hinter vorgehaltener Hand brodelten die Gerüchte umso eifriger. Philippine merkte es daran, dass Gespräche abrupt verstummten, sobald sie die Küche betrat oder verfrüht in die Badestube platzte, bevor der große Zuber ganz gefüllt war.

Keiner im Schloss hatte die junge Zofe mehr gesehen, seitdem die hohen Herren aus Prag nach jenem festlichen Abend fortgeritten waren. Zuerst hieß es, sie sei mit einem bärtigen Kesselflicker davongelaufen. Später, eine versteckte Schwangerschaft habe sie in ihr Heimatdorf zurückgetrieben – wo sie freilich, wie sich herausstellte, niemals angekommen war. Je mehr Wochen ins Land gingen, desto wirrer und haltloser wurden die Mutmaßungen, die schließlich darin gipfelten, sie habe sich aus Liebeskummer im Teich hinter dem Schloss ertränkt und spuke seitdem dort in Neumondnächten.

An ihre Stelle war Lenka getreten, so blond und still, dass Philippine manchmal vergaß, dass sie überhaupt mit im Raum war. Sie war unscheinbar und lächelte selten, aber gab sich größte Mühe, alles richtig zu machen. Gewissenhaft und ordentlich in allen Belangen, wirkte sie gleichzeitig so verschwiegen, dass man sich keine bessere Zofe hätte wünschen können.

Denn zur Verschwiegenheit gab es allerlei Grund.

Ferdinand besuchte Schloss Bresnitz inzwischen regelmäßig. Manchmal kam er sogar mitten in der Nacht, als könne er es nicht ertragen, die Sonne auch nur ein einziges Mal ohne Philipines Gegenwart aufgehen zu sehen.

Diese Morgen, wenn sie ihn unversehens in dem gemütlich ausgestatteten Raum vorfand, den Katharina eigens für ihn zum Speisezimmer hatte einrichten lassen, liebte sie am allermeisten. Dann flog sie an seine Brust, während er sie festhielt, als wolle er sie niemals wieder loslassen. Während er seinen Hunger stillte – und Ferdinands Appetit war beachtlich –, ließ sie tausend Fragen auf ihn niederprasseln, die er lächelnd und geduldig beantwortete.

Wie nah sie sich inzwischen waren!

Sie kannte sein Lächeln, die kleine blaue Ader, die neben seinem rechten Auge zu pochen begann, sobald ihn etwas ärgerte. Seinen Geruch, in den sich inzwischen eine kräftige winterliche Note geschlichen hatte, weil er nicht genug von Bratäpfeln mit Zimt und Zucker bekommen konnte. Seinen Körper, der so weich und geschmeidig war, wenn ihn etwas freute, und zur Eissäule erstarren konnte, ging ihm etwas gegen den Strich – allerdings bislang nur unter Kleidern.

Die Spannung zwischen ihnen stieg von Mal zu Mal mehr, das spürten sowohl Philippine als auch Ferdinand. Manchmal genügten schon zufällige Berührungen, um die Funken fliegen zu lassen. Die Küsse, die sie tauschten, waren von solch verzweifelter Wildheit, dass sie mit einer Mischung aus Bienenhonig und Lavendelöl ein bewährtes Mittel ihrer fernen Mutter anwenden musste, um die aufgesprungenen Lippen wieder zu glätten.

Und doch hatten sie noch keine gemeinsame Nacht miteinander verbracht.

Trotz aller Diskretion, um die sie sich bemühten, war es

unmöglich, seine Besuche zu verheimlichen. Weil Katharina es vorzog, den Stier bei den Hörnern zu packen, anstatt womöglich unter den donnernden Hufen von Gerede und Spekulation zertrampelt zu werden, hatte sie eines Abends die gesamte Dienerschaft um sich versammelt. Der Erzherzog sei ein geschätzter Gast, der Hausrecht besitze. Ihm sei höflich und freundlich zu begegnen, mehr erwarte er nicht. Wer dagegen böartigen Tratsch verbreite, könne auf der Stelle sein Bündel schnüren und gehen.

Wo sollte man mitten im Winter eine neue Anstellung finden? Außerdem war Katharina von Loxan bei Dienern und Mägden beliebt, und der halbe Silbertaler, den sie jedem zur Bekräftigung zusätzlich in die Hand drückte, tat sein Übriges.

Trotzdem schien die Situation auch ihr allmählich zuzusetzen, und als Ferdinand sich nach dem letzten Besuch auf sein Ross geschwungen und zusammen mit seinem Hofstallmeister, den Philippine ebenso wenig leiden konnte wie am ersten Tag, davongeritten war, zog sie die Nichte zur Seite.

»Ich weiß nicht genau, welches Spiel du da spielst, Pippa«, sagte sie. »Aber es macht mir Angst.«

»Das ist kein Spiel, Tante Kat«, versicherte sie. »Niemals war mir ernster zumute. Ferdinand ist alles, was mir fehlt. Und ich denke, ihm geht es ebenso mit mir.«

»Hat er jemals von Heirat gesprochen?«, sagte Katharina ruhig.

»Er hat gesagt, dass er mich nie mehr loslassen wird.«

»Das ist nicht dasselbe, und das weißt du.« Sie schnitt eine

Scheibe von dem Fruchtbrot ab, das Meister Wenzel frisch kreierte hatte, und biss hinein. »So bist du also einverstanden, seine Buhlin zu sein?«

»Welch hässliches Wort ...«

»Nicht hässlich, deutlich, Pippa! Nenn es Geliebte oder Konkubine, wenn du lieber willst, es bleibt doch immer gleich. Ferdinand ist ein Kerl im besten Saft. Der hält das ganze Hin und Her nicht mehr lange aus, das ist ihm an der Nasenspitze anzusehen. Schafft endlich klare Verhältnisse! Sonst werde ich eingreifen.«

»Aber wie soll ich das anstellen?« Philippine sank auf einen der Hocker. »Er ist doch der Mann! Soll ich ihn vielleicht fragen?«

»Lass dir etwas einfallen. Es sind immer die Frauen, die die Signale geben. Männer reagieren lediglich darauf.« Sie begann zu schmunzeln. »Bei Georg und mir war es auch nicht anders. Natürlich hat er sich bis zum letzten Atemzug für den großen Verführer gehalten. Dabei war es einzig und allein meine Entscheidung, die passende Situation herbeizuführen.«

»Ihr habt das Bett geteilt, bevor ihr getraut wurdet?«

»Glaubst du vielleicht, ich sei bereit gewesen, die Katze im Sack zu kaufen?« Katharina sah plötzlich wieder jung aus. Und sehr, sehr übermütig. »Ich wollte ganz genau wissen, wie der Mann ist, dem ich einmal Kinder schenken werde!«

»Und die Angst, schwanger zu werden, falls du dich getäuscht hättest?«

»Die kann dir keiner nehmen, Kind. Sie gehört zum Frauenleben wie der Mond zum Himmel und die Fische zum

Meer.« Sie sah, wie Philippine plötzlich angestrengt zur Wand starrte. »Du musst dabei an jenen Caspar denken? Das ist es also! Du hast Angst, Ferdinand zu sagen, dass du ...«

»Er hat die Königstöchter von halb Europa abgewiesen«, sagte Philippine leise. »Das hat er mir anvertraut, und damit seinen Vater und die Brüder tief erzürnt, weil es nicht in ihre dynastischen Pläne passte. Keine von ihnen wollte er an seiner Seite haben. Wie sollte er sich da mit einer wie mir zufriedengeben?«

»Weil er dich liebt, eine echte Frau mit allem, was dazu gehört – kein unreifes Kind! Er hat auch ein Leben geführt, bevor er dich gekannt hat. Wieso sollte er dir dann übel nehmen, dass du auch vor ihm schon geatmet hast? Es liegt an dir, es ihm so beizubringen, dass es dich nur noch reicher macht und nicht ärmer.«

Philippine sprang auf.

»Und wenn schon! Selbst, wenn mir das gelingen sollte: Seine Familie wird mich niemals anerkennen. Du hast Glück gehabt mit deinem adeligen Georg, der dich Bürgerkind vergöttert und versorgt hat, aber bei Ferdinand ist das etwas anderes. Er ist Erzherzog und der Statthalter dieses Landes. Ich kann nicht seine liebe kleine Frau werden – nicht, solange die Erde sich um die Sonne dreht!«

Katharina kam ihr ganz nah.

»Hast du das nicht von Anfang an gewusst? Ich hab dir nie verschwiegen, mit wem du es zu tun hast!«

»Nein, das hast du nicht. Aber ich hab mich trotzdem in ihn verliebt.«

»Wenn du ihn dennoch nicht erhören kannst, dann hab

auch den Mut und beende diese seltsame Verbindung, solange es noch möglich ist«, forderte Katharina. »Das musst du tun, wenn du so wenig Vertrauen in eure Liebe hast, sonst wirst du untergehen.«

Philippine war bleich geworden.

»Und wenn ich genau das nicht kann?«, flüsterte sie. »Weil es mich sonst töten würde – was dann?«



Schloss Bresnitz, am Nikolaustag 1556

ER LÄSST MICH MALEN – als Braut.

Ich trage ein hochgeschlossenes Hemd aus cremeweißer Seide mit einem Stehkragen, der weich mein Kinn umschmeichelt. Darüber fällt ein helles Kleid, ebenfalls aus Seide, das breit bestickte Besätze zieren. Weder Haube, noch Netz oder Barett bedecken mein Haar. Ein goldener Blütenreif aus Tante Kats unerschöpflichen Beständen hält es aus der Stirn, festlich und reich.

Ohrhänger mit schimmernden weißen Perlen schmücken mich, eine lange goldene Kordelkette, ein goldener Gürtel mit schwerem Gehänge – aber kein Ring.

Meine Linke, die mit der Kette spielt, ist bloß.

In einer Vase stehen Nelken, obwohl wir mitten im Winter sind, das Symbol für Verlobung. Ich hab mein schweres Pflanzenbuch anschleppen müssen, damit der Maler sie nicht aus der Erinnerung darstellen muss. Ferdinand hat darauf

bestanden, ebenso wie auf den Handschuhen, die mir eher lästig sind.

Weil es so kalt ist, obwohl die Öfen wummern, hat der Maler mir einen schweren schwarzen Mantel mit gebauschten Ärmeln umgelegt, aus dem das helle Kleid hervorblitzt.

Ich lächle nicht, das habe ich mir vorgenommen. Ernst will ich dreinschauen, würdevoll, in mir ruhend.

Außerdem tut mir der Rücken weh vom langen Stehen.

Ich gehe also in mich, wie so oft, während er die Pinselstriche setzt, und lasse die Wochen hier auf Schloss Bresnitz vor meinem inneren Auge vorbeigleiten wie gläserne Murmeln.

Dann höre ich Hufe, Pferdeschnauben, Stimmen.

Ich renne hinunter, um ihn freudig zu begrüßen, doch es ist nicht er, der gerade angekommen ist, sondern Pernstein, der mich finster anschaut.

Und Ferdinand? Kaum bringe ich es heraus. Ihm ist doch nichts zugestoßen?

In allerbesten Verfassung – noch.

Er packt mein Handgelenk, zieht mich heran. Ich will schreien und kann es doch nicht.

Seine Augen sind harte schwarze Steine.

Womit habt Ihr ihn verhext? Welchen Zaubertrank ihm heimlich eingegeben? Der Teufel wird Euch holen für Eure schändlichen Taten!

Wieso hasst Ihr mich so sehr?

Ich hasse Euch nicht. Ich will nur das Beste für den Erzherzog. Und das ist sicherlich keine billige Augsburger Krämertochter!

Was uns verbindet, geht niemanden etwas an.

Sein Messer blitzt vor meinem Gesicht, bevor ich einen Fuß rühren kann. Wir alle sind in Gottes Hand. Seine Stimme ist rau. Was aber, wenn er plötzlich vergisst, sie über uns zu halten?

So wie bei Dusana? Habt Ihr sie beseitigen lassen?

Er lacht und sieht dabei aus wie ein Wolf.

Ihr leistet der anderen Hexe im Mondschein Gesellschaft? Welch schönes Paar!

Ich fürchte mich vor diesem schwarzen Riesen. Noch mehr aber verabscheue ich ihn.

Ihr werdet uns nicht auseinanderbringen. Jetzt schreie ich. Ebenso wenig wie irgendeine andere lebende Seele!

Ich lasse ihn stehen, renne ins Schloss zurück. Der Maler hat seine Sachen zusammengepackt. Die Staffelei ist mit einem Tuch verhüllt. Die leere Vase starrt mich feindlich an.

Niemand feiert Verlobung im Dezember.

Ich falle aufs Bett, presse die Faust vor meinen Mund.

Pernstein wird mich nicht zum Flennen bringen, schwöre ich mir – und dann weine ich doch.

Irgendwann muss ich eingeschlafen sein.

Ich erwache von seinen Küssen.

Ferdinand hat Mantel und Schube auf den Boden geworfen und trägt nur noch ein weites, helles Hemd. Meine Hände zerren an ihm, als er sich über mich beugt, ungeduldig, voller Hunger nach seiner Nähe, bis er es sich mit einem Lachen über den Kopf zieht. Dann streift er auch Stiefel und Beinlinge ab und legt sich neben mich.

Ich bestaune seine glatte Haut. Die unbekanntes Land-

schaften seines Körpers. Den Bau seiner langen Knochen.

Seinen Adamsapfel.

Er beginnt, mich auszuziehen – ein schier endloses Unterfangen, weil alles sich ständig untereinander verheddert.

Schließlich trage ich nur noch die weißen Perlen.

Wie schön du bist, meine Pippa!

Seine Worte wärmen mich mehr als der kostbarste Pelz.

Jetzt muss ich es ihm sagen – oder für immer schweigen. Doch die Buchstaben scheinen sich in meiner Kehle zu verwirren. Sobald ich den Mund aufmache, kommt nur noch sinnloses Gebrabbel heraus.

Ich bin keine Jungfrau mehr.

Der Rubikon ist überschritten. Jetzt gibt es kein Zurück mehr.

Mit allem hätte ich gerechnet – nur nicht mit diesem fröhlichen, glücksenden, zutiefst befreiten Gelächter, das er ausstößt, und das schließlich auch mich ansteckt, obwohl ich soeben noch stocksteif vor Schreck über meinen eigenen Mut gewesen bin.

Gott sei Lob und Dank, ruft er. Ich nämlich auch nicht!



Schloss Bresnitz, Januar 1557

DIE NIEMANDSZEIT WAR angebrochen, so nannte man in Böhmen die verzauberten Nächte vom Christabend bis zum

Dreikönigstag. Jetzt zog die Percht mit ihrem wilden Dämonengefolge durchs winterliche Land, und in den Stuben warfen die Menschen nach altem Brauch Äpfel und Nüsse ins Feuer und ließen Peitschen knallen, um sie gnädig zu stimmen und von den Häusern fernzuhalten. Niemand durfte spinnen, waschen oder weben. Dafür wurden alte Märchen und Sagen ausgegraben und Abend für Abend am Feuer erzählt.

Das Schloss war in Schnee versunken, nicht ungewöhnlich für diese Jahreszeit, wie Katharina versicherte, die ausreichend Holz hatte machen lassen, damit niemand auf Bresnitz frieren musste. Trotzdem war es eisig auf den Gängen und Fluren, kaum setzte man einen Fuß aus der Tür, und jeder beeilte sich, wieder so schnell wie möglich in die Wärme zu kommen. Während die Flocken herabsanken, sehnte Philippine sich nach Ferdinand, der die Feiertage dem höfischen Zeremoniell in der Hauptstadt schuldete.

So mussten sie das Weihnachtsfest still und im kleinsten Kreis begehen, doch kaum war der Januar angebrochen, kam Ferdinand nach Schloss Bresnitz. Jaroslav von Pernstein hatte er aus gutem Grund in Prag zurückgelassen. Stattdessen begleiteten ihn Johann de Cavalieri, sein Beichtvater, ein kugelrunder Geistlicher, zusammen mit Ladislaus von Sternberg.

Philippine konnte sein freudiges Begrüßungslächeln kaum erwidern, so angespannt war sie. Auf einmal war alles so ernst. Keine Liebesgeschichte mehr, die nur sie und ihn anging, sondern eine folgenreiche Staatsaffäre, sollte auch nur irgendjemand von ihrem Vorhaben erfahren.

Mit versteinerner Miene überflog sie das Schriftstück, das Ferdinand vor ihr im kleinen Speisesaal ausrollte. Das klang ganz anders als Onkel Bartholomé's Geschäftsbriefe, die ihr bestens vertraut waren.

»Du störst dich am schnörkellosen Kanzleideutsch?«, sagte Ferdinand, dem ihr Zögern nicht entgangen war. »Kein Wunder, dass du dich erst daran gewöhnen musst! Ich habe die ersten fünfzehn Jahre meines Lebens dafür gebraucht.«

Doch die Sprache war es nicht allein. Diese Zeilen widersprachen allem, wonach sie sich immer gesehnt hatte.

Sollte der Bund der Ehe nicht vor Gott und den Menschen geschlossen werden? Gehörte nicht ein fröhliches, öffentliches Fest dazu, bei dem die Familie und Freunde die Freude des Brautpaares teilten?

Von ihrer Familie würde lediglich Katharina anwesend sein, von seiner Familie nicht eine Menschenseele. Beinahe, als täten sie etwas Verbrecherisches, das das Licht scheuen müsse. Sie musste sich verpflichten, für immer Stillschweigen zu bewahren, während ihr Herz sich doch danach sehnte, den Bund mit ihm in die ganze Welt hinaus zu schreien.

Philippine griff sich an den Kopf.

Seit gestern schon hatte sie das Gefühl, als läge ein eiserner Reif um ihre Stirn, der ihr die Schläfen zusammendrückte.

Ferdinand musterte sie besorgt, Katharina nicht minder.

»Ich kann es so nicht unterschreiben«, hörte Philippine sich zu ihrer Verwunderung murmeln. »Nicht heute. Nicht in dieser Verfassung – verzeih, aber ich kann es einfach nicht!«

Sie wollte hinauslaufen, Ferdinand aber hinderte sie daran, indem er ihren Arm festhielt.

»Du sollst nichts tun müssen, was du nicht willst«, sagte er beschwörend. »Nicht heute. Und auch nicht zukünftig. Darauf gebe ich dir mein Wort.«

Ihr Blick war voller Zweifel.

»Und du versprich nichts, was du nicht halten kannst, Ferdinand von Habsburg«, sagte sie. »Weder heute, noch zukünftig.« Sie machte sich los.

Den ganzen Abend verbrachte sie in ihrem Zimmer, wartend, betend, grübelnd. Lenka kam ab und an herein, brachte heißen Würzwein und Mandelgebäck, legte frische Scheite nach und warf nachdenkliche Blicke auf ihre Herrin.

»Soll ich ihn holen gehen?«, fragte sie, als die Nacht schon hereingebrochen war. »Die gnädige Frau ist auch noch auf ...«

»Untersteh dich!«, fuhr Philippine auf. »Und ebenso kein Wort zu meiner Tante, sonst wirst du mich kennenlernen!«

Lenka knickte und ging zur Tür, als sie plötzlich noch einmal stehen blieb.

»Dann wollt Ihr auch nicht den Gruß, den die Dienerschaft für Euch vorbereitet hat?«

»Welchen Gruß?«, sagte Philippine.

»Den weißen Becher und den roten. So ist es Brauch bei uns in Böhmen.«

Ein unwilliges Kopfschütteln.

Lenka runzelte die Stirn, dann begann sie zu lächeln.

»Ich werde ihn Euch trotzdem bringen. Vielleicht überlegt Ihr es Euch ja noch einmal anders.«

Wenig später erschien sie mit einem Tablett, auf dem zwei Pokale aus böhmischem Glas standen, der eine mit einer hellen Flüssigkeit, der andere mit einer roten.

»Nelkenwein«, sagte Lenka strahlend. »Hält Dämonen ab, macht fröhlich und fruchtbar. Die Frau trinkt den roten Becher, der Mann den weißen. So kommen die Gegensätze zusammen.«

»Und ich wäre dir jetzt ungemein dankbar, wenn du mich allein ließest«, sagte Philippine, die den Pokalen kaum Aufmerksamkeit schenkte.

Sie ging zum Fenster.

Draußen war die Welt weiß und kalt und still. Eine Schneelandschaft unter einem schwarzen Himmel, frostig, unberührt.

Sie lief zurück, zog die Schuhe aus, hielt die Füße an den Ofen.

»Willst du mich das nicht machen lassen?«

Ferdinand hatte sich leise hereingeschlichen. Er nahm ihren Fuß. Sie zog ihn nicht weg, sondern sah ihn nur von der Seite an. Als er erst den einen, schließlich den zweiten Fuß zwischen seinen Händen wärmte, entfuhr ihr ein leiser Seufzer.

»Ich dachte immer, sie sind zu groß«, murmelte Philippine. »Aber wenn du sie hältst, mag ich sie auch.«

»Und ich dachte, du hast es dir anders überlegt. Aber könnte ich selbst dann aufhören, dich zu lieben?«

Ihr Bein begann zu zittern. Seine Hände glitten über das Fußgelenk. Als er den Kopf wieder hob, blickte sie ihn mit der Andeutung eines Lächelns an. Er ließ ihre Füße sinken, umschlang sie, zog sie ganz nah zu sich heran.

Philippine hörte seinen Herzschlag, spürte, wie warm er war, wie lebendig. Ein Königssohn, der ihr seine Hand bot – wengleich zu gewissen Bedingungen.

»Du wirst ja schon wieder ganz steif in meinen Armen.« Er schob ihr Haar zurück, küsste ihren Hals, jene Stelle unterhalb des Ohrläppchens, die sie stets willenlos machte. »Diese Nacht gehört den Liebenden. Wenn der Morgen anbricht, reden wir über das Schriftstück. Einverstanden?«

